MONST

Der Blick ins Monströse

Bei der Aufarbeitung von Talkshows spielt die Moderation eine entscheidende Rolle

Weder die Themen noch die Umgangsformen, die die Daily Talks etwa an zwölf Stunden pro Tag beherrschen, entsprechen den bürgerlichen Vorstellungen von dem, was im Fernsehen zur Tageszeit ausgestrahlt werden soll oder darf. Es wird befürchtet, daß der Regelverstoß zur Regel, das Abstruse zum Normalfall wird. Aber diese spontan überzeugende Überlegung kann von den bisherigen wissenschaftlichen Untersuchungen nicht bestätigt werden. Auch Stephan Grünewald vom Kölner Rheingold-Institut für qualitative Markt- und Medienanalysen, der im Auftrag von RTL Zuschauer von Talkshows befragte, sieht in dem Blick auf das Ungeheuerliche eher eine Bestätigung der eigenen Lebensumstände.

Was war das Ziel Ihrer Untersuchung, und wie sind Sie vorgegangen?

Wir haben sporadische und regelmäßige Talkshowseher – psychologisch gesehen – auf die Couch gelegt, um herauszubekommen, was sie an dem Format der Talkshows fasziniert und worin die grundsätzlichen Motivationen liegen, die dazu führen, daß sie dieses Format immer wieder einschalten. Darüber hinaus haben wir versucht zu erfahren, welche Funktionen die Talkshows im Lebensalltag der Zuschauer einnehmen.

Ging es Ihnen dabei mehr um die Motive oder um die Wirkungen?

Um beides. Denn die Frage, was die Menschen veranlaßt, immer wieder Talkshows zu sehen, leitet gleich zur Wirkungsfrage über: Die Zuschauer sehen die Talkshows, weil sie bestimmte Wirkungen erleben wollen.

Die Sprach- und Kommunikationskultur in den Talkshows ist aus der Sicht des Bildungsbürgers so ziemlich das Letzte. Es wird kaum diskutiert, aber dafür um so mehr geschimpft und gestritten. Wird diese Form des Umgangs miteinander demnächst auch bei den Zuschauern der Normalfall sein?

RÖS MASSSTÄBE

und wiederhergestellte Maßstäbe

In den Interviews haben wir festgestellt, daß sich die Zuschauer von Talkshows unausgeglichen fühlen, das heißt, sie haben schon den Haushalt fertig, sie kommen bereits von der Arbeit zurück, sie haben ihre Einkäufe erledigt, der Tag ist aber noch nicht abgeschlossen. Sie haben das Gefühl: Es muß noch etwas passieren. Es ist ein gewisser Lebenshunger, oder anders ausgedrückt: Eine Schicksalsgier führt dazu, daß man sich Talkshows ansieht und dort die Dramatik an Abstrusem, an Ungeheuerlichem sucht, was man selbst an diesem Tag nicht erleben kann. Aber man will es auch gar nicht erleben. Die Leute werden geködert mit Themen wie „Ich gehe fremd", von Inzest oder von Nachbarschaftszerwürfnissen, weil das Probleme sind, an denen man zwar partizipieren will, die man aber eben nicht selbst erleben möchte.

Das klingt, als seien die Talkshows eine Art Ersatzhandlung ...

Man ersetzt quasi durch die Rezeption, daß man sich selbst in solche schicksalsträchtigen Situationen hineinbegibt. Die meisten Zuschauer leiden darunter, daß es in ihrem Leben ziemlich langweilig und wenig brisant zugeht. Es geht in den meisten Lebenswirklichkeiten nicht so hoch her, wie in den Talkshowformaten. Die meisten Menschen führen einen sehr reglementierten Alltag, viele Menschen sind in eher langweilige Aufgaben eingebunden. Daraus entwickelt sich eine gewisse Schicksalssehnsucht, und die Menschen möchten einmal konsequenzlos an großen oder dramatischen Entwicklungen partizipieren.

Aber könnte diese Form von Ersatzerleben nicht auf einem etwas höheren sprachlichen Niveau und in kultivierteren Umgangsformen stattfinden?

Prinzipiell wäre das möglich. Aber die Leute fasziniert zweierlei: Zum einen werden Themen angeschnitten, die ungeheuerlich sind. Ungeheuerlichkeiten von Beziehungen, familiäre Zerwürfnisse, insgesamt ist der Regelverstoß interessanter als die Regel. Dieses thematische Interesse könnte letzten Endes auch weitergeführt oder vertieft werden. Aber auf der anderen Seite wollen sich die Zuschauer nicht, wie etwa in einer Therapie, intensiv mit den Themen beschäftigen. Sie wollen die Themen eher wie beim Kaffeeklatsch mal kurz aufgreifen, weil sie sonst vielleicht merken, daß ihr eigener Alltag vielleicht auch problematisch ist. Deshalb gehen sie lieber schnell von den Themen weg und befassen sich mit der Art der Auseinandersetzung. Die Zuschauer vollziehen während des Sehens der Talkshow eine Art Ebenenwechsel: Zunächst setzen sie sich mit dem Thema auseinander, sie merken dann, daß sie, wenn sie damit weitermachen, zu nah an ihre eigenen Probleme herankommen. Dann fangen sie an und betrachten die Talkshow letztlich als eine Art Wettkampf oder Boxkampf. Sie achten darauf, wie die Leute zornig werden, wie sie Argumente austauschen bzw. wann sie an die Decke gehen und sich anschreien. Das Thema tritt immer mehr in den Hintergrund, man ergötzt sich an der Art und Weise der dramatischen Auseinandersetzung. Und deshalb haben die Zuschauer nicht nur Lust an ungeheuerlichen Dingen, sondern sie haben auch Spaß daran, wenn da mal die Fetzen fliegen.

Gibt es Unterschiede im Hinblick auf Bildung oder Milieu?

Wir haben eine weite Streuung gehabt, was Altersklassen und Bildung anbelangt. Und wir haben festgestellt, daß es situative Variablen sind, die dazu führen, daß man an bestimmten Tagen eine solche Talkshow ansehen will. Es gibt allerdings auch eine generelle Variable, die dazu führt, daß man Talkshows nicht sehen will: Wenn man selbst mitten im Leben steht, wenn man einen spannenden Job hat, wenn man frisch verliebt ist, dann geschieht im Leben genug, und damit sinkt automatisch das Bedürfnis, sich eine Talkshow anzuschauen. Aber wenn man aus unterschiedlichen Gründen lahmgelegt ist, wenn generell oder kurzfristig im Leben nichts passiert, dann schaut man sich Talkshows an. Wir hatten unter den Befragten einige Manager mit sehr spannenden Berufen, die sich die Talkshows nur dann anschauten, wenn sie krank waren und nicht wußten, wie sie die Zeit totschlagen konnten. In solchen Fällen läuft die eigene seelische Dramatik ein wenig niedertourig, und man braucht Anreize von außen, zum Beispiel durch die Talkshows. Wenn im eigenen Leben wenig passiert, sucht man nach extern vermittelten Gefühlen, nach Aufregung. Aber am Ende, und das ist ein entscheidendes Kriterium, ist man froh, daß das eigene Leben monoton verläuft, daß es einem nicht so geht wie den Menschen in der Talkshow, daß man Gott sei Dank anders ist. Man blickt also in den Orkus seelischer Dramatik, man erschaudert, aber man schreckt dann zurück und sagt: Gott sei Dank geht es mir relativ gut, mein Leben ist zwar nicht sonderlich aufregend, dafür habe ich aber mehr Sicherheit, und ich habe die Gewähr, daß ich nicht so angefaucht werde, wie die Gäste in den Talksendungen. Ich kann auch sicher sein, daß mein Partner nicht so etwas Schreckliches mit mir macht, wie wir es in den Sendungen vorgeführt bekommen. Das Lebensmotto, das die Leute aus diesen Sendungen herausziehen, ist letztlich das alte Sprichwort: Schuster, bleib' bei deinen Leisten.

Aber vermittelt sich dem Betrachter nicht der Eindruck, daß man Menschen wahllos zur Belustigung und Unterhaltung des Zuschauers vorführen kann? Ist die Reaktion des Zuschauers nicht oft die, daß Studiogäste ausgelacht werden, daß man Schadenfreude empfindet?

Talkshows haben sicherlich viel mit Schadenfreude, aber auch mit Voyeurismus zu tun. Allerdings führt diese Schadenfreude nicht dazu, daß sich die Zuschauer nun aufgefordert fühlen, ihre Lebenshaltung zu ändern. Und das ist ja die Kritik, die den Talkshows im Hinblick auf die Wirkung oft vorgeworfen wird. Das Ganze ist in etwa vergleichbar mit einem Zoobesuch, der hat auch eine belustigende und erregende Qualität. Sie schauen den Affen zu, wie sie sich besteigen, wie sie sich lausen, aber das führt nicht dazu, daß die Menschen am Ende des Zoobesuchs selbst anfangen, sich in der Öffentlichkeit ungeniert zu verhalten oder sich selbst zu lausen.

Aber wenn man in Talkshows Menschen – folgt man Ihrem Vergleich – auf die Rolle von Tieren im Zoo degradiert, wirkt das nicht entwürdigend? Wenn ich sie durch die Inszenierung der Talkshows dazu bringe, sich so zu präsentieren, daß sie vom Publikum ausgelacht oder ungläubig bestaunt werden, vermittle ich dann dem Zuschauer nicht auch das Bild, daß man auf die Würde eines anderen Menschen keine Rücksicht zu nehmen braucht?

Es ist nun leider etwas sehr Menschliches, daß wir uns gerne über andere amüsieren und belustigen. Wir haben Spaß an den Pannen und an den Leiden anderer Menschen. Die Talkshow hat im Grunde den rituellen Kaffeeklatsch zur Nachmittagsstunde abgelöst. Dort wurde immer schon geklatscht und getratscht, was an Ungeheuerlichem passiert ist, wovon man sich dann gleichzeitig aber naserümpfend distanziert. Was man in den Talkshows sieht, wird als Bestätigung dafür genommen, daß man mit seinem Leben letztlich auf der sicheren, ruhigeren Seite steht.

Bei Erwachsenen mag das ja zutreffen. Aber vermitteln solche Talksendungen, die das Leben auf Streit und Regelverletzungen reduzieren, für Jugendliche nicht falsche Normalitätskonzepte?

Das wurde bei unserer Untersuchung nicht bestätigt. Die Jugendlichen bekommen zwar mit, was es so alles gibt im Leben, aber gleichzeitig moderieren sie während der Sendung die ganze Zeit mit. Sie grenzen sich von dem Gezeigten ab. Sie haben, ähnlich wie bei einem Krimi, das Gefühl, daß dies ein nicht repräsentativer Ausschnitt der Wirklichkeit ist, der zwar einen hohen Unterhaltungswert hat, der aber nicht vorbildlich ist für die normale Lebensführung. Für die Zuschauer spielt dabei der Moderator eine ganz wesentliche Rolle. Er ist nicht nur Repräsentant des Senders, sondern er ist Repräsentant unserer Kultur. Er hat von daher eine sehr wesentliche Orientierungsfunktion. Die Zuschauer achten darauf, wie der Moderator mit den Ungeheuerlichkeiten umgeht, wie er sich selbst dazu positioniert. Es wird geschaut, ob er die gleichen Positionen in der Auseinandersetzung vertritt. In dem Augenblick, in dem der Moderator praktisch in den gleichen Stil abgleitet, den man bei einigen Gästen findet, wenn er die Dramatik schürt, statt sich beschwichtigend zu verhalten, wenn er nicht zu erkennen gibt, daß er den Konflikt lieber anders austragen würde, daß er eine andere Einstellung dazu hat, dann sehe ich die von Ihnen angedeutete Gefahr. Wir sind bestrebt, uns ein Leben zu bauen, in dem es nicht so abgründig zugeht. Deshalb erwarten auch die Zuschauer, daß der Moderator am Ende der Sendung die richtigen Maßstäbe wiederherstellt, daß er noch einmal zeigt, was normal ist und was nicht, daß er Tips und Hilfestellungen anbietet.

Oft wissen die Gäste nicht, zu welchem Konflikt sie eingeladen werden und wer ihr Gegenüber ist. Dabei geht es häufig um sehr intime Probleme, wodurch in den Sendungen oft starke Emotionen entstehen. Mir fällt eine Sendung ein, in der eine Frau ihren Lebenspartner zehn Minuten lang als gewalttätigen Alkoholiker darstellt. Sie wird in ihrer Einschätzung durch ihre Mutter bestätigt, und die Moderation fragt diese, wie sie den Konflikt am liebsten lösen würde. Sie antwortet unter dem Applaus des Publikums: „Wenn ich eine Pistole hätte, würde ich ihn erschießen!" Glauben Sie, daß bei soviel Emotionen dann noch durch die verbale Positionierung des Moderators Maßstäbe zurechtzurücken sind?

Die Moderatoren sind hier schon sehr stark gefordert. Wenn der Zuschauer merkt, daß er sich von der emotionalen Dynamik hat mitreißen lassen und er zu stark Partei ergreift und dafür seine eigenen Wertmaßstäbe über Bord wirft, dann hat der Zuschauer in der Regel nach der Sendung selbst ein Problem. Das heißt, für den Genuß der Sendung ist es wichtig, daß man immer eine bestimmte Distanz zu dem Geschehen wahrt. Man baut deshalb auf den Moderator, der für einen selbst Garant dafür ist, zu verhindern, daß ich mich zum Beispiel von Rachegefühlen hinreißen lasse. Wenn die Zuschauer merken, daß sie selbst ihre moralische Balance verlieren, dann würde das über kurz oder lang dazu führen, daß sie solche Sendungen meiden. Wenn der Zuschauer merkt, daß er in geifernde, reißerische, rücksichtslose Emotionen gerät, die ihm selbst nicht geheuer sind, die nicht zu seinem Selbstbild passen, dann würde er das als störend empfinden. Der Zuschauer will sich von einer distanzierten Warte aus das abstruse Treiben anschauen. Er will nicht selbst, um die Analogie zum Zoo noch einmal zu benutzen, zum Affen werden.

Merkt denn jeder Zuschauer, daß die Studiogäste, um Ihre Worte zu gebrauchen, zum „Affen" werden? Menschen, die vom Sprachniveau und dem sozialen Kontext her den Studiogästen etwa entsprechen, könnten eher in ihrem Selbstbild bestätigt werden. Nur die Zuschauer, die von einer distanzierten sozialethischen Warte das Geschehen betrachten, merken, daß da Menschen wie im Zoo vorgeführt werden.

Interessanterweise sagen das alle Zuschauer. Es ist ein Unterschied, ob man selbst in einer Konfliktsituation ähnlich agiert, wie das in der Talkshow gezeigt wird, aber das bekommt man in einer solchen Situation nicht mit, man ist mehr oder weniger in dieser Situation gefangen. Wenn man diesen Kommunikationsstil dann im Fernsehen sieht, wirkt das wie ein Spiegel, und man denkt sich: Vielleicht reagiere ich ja auch so, wenn ich eifersüchtig bin oder wenn ich mich über die Nachbarn ärgere. Und man fragt sich, ob man dann auch sein Gesicht verliert. Man bekommt praktisch die häßlichen Seiten und die häßlichen Gesichter des eigenen Verhaltens im Fernsehen vorgeführt. Und das führt dazu, daß sich praktisch alle Zuschauer ab einem gewissen Zeitpunkt von dem Geschehen in der Talkshow distanzieren.

Kinder und Jugendliche im Alter zwischen zehn und vierzehn Jahren stecken gerade in der Phase, in der sie ihr eigenes Wertesystem allmählich entwickeln. Können Talkshows zumindest gegenüber Jugendlichen ein Normalitätskonzept bieten, da sie aufgrund ihrer mangelnden Erfahrungen die Inhalte eben noch nicht als abstrus einordnen können?

Die Jugendlichen werden da sehr oft unterschätzt. Jugendliche gehen mit vorgeführten Wertvorstellungen sehr viel kritischer um, gerade deshalb, weil sie in einer Phase sind, in der ihre Umgangsformen ausgebildet werden. Es ist ein zeitloses Phänomen, daß Jugendliche gegen Erwachsenenformen mehr oder weniger rebellieren. Jugendliche, die also sehen, wie komisch Erwachsene miteinander umgehen, wie abstrus und wie heftig ihre Geschichten sind, kommen letztlich zu dem Schluß, daß sie anders werden wollen. Deshalb distanzieren sie sich von dem Geschehen mindestens

genau so stark wie die Erwachsenen selbst. Ein Problem sehe ich eher darin, wenn Kinder solche Sendungen schauen würden. Denn sie verfügen noch nicht über diese kritische Brechung, die für Jugendliche typisch ist. Bei ihnen könnte es passieren, daß sie durch die Vehemenz der Konflikte verstört werden. Aus eigenen familiären Beobachtungen bezweifle ich aber, daß Kinder an diesen Formaten Gefallen finden. Allerdings haben wir das nicht untersucht.

Sie glauben also nicht, daß sich die Kommunikationskultur, die in den Talkshows vorgeführt wird, auf den Zuschauer überträgt, sondern Sie sehen in den Talkshows eher eine Hilfe, das eigene normative Konzept noch einmal zu überprüfen?

Hilfe ist wahrscheinlich zuviel gesagt. Talkshows sind eher eine unterhaltsame Form der Erkenntnis, was es alles in der Welt gibt. Es ist allerdings keine Erkenntnis in der Form, daß echte Lebenshilfe angeboten wird. Man lernt nicht daraus, die Wirklichkeit besser zu begreifen oder sich in der Wirklichkeit besser zu orientieren. Man wird letztlich in seinem Status quo bestätigt, indem man sieht, daß es etwas anderes gibt, das aber weniger als nachahmenswert empfunden wird, sondern von dem man sich eher abgrenzen will.

Menschen werden in Talkshows vorgeführt wie in einem Zoo. Ist das ethisch vertretbar?

Die Menschen, die als Studiogäste in Talkshows auftreten, bekommen in der Regel eine gute Nachbetreuung. Das gehört zum Verantwortungsbereich des Senders. Es gehört zum Menschen dazu, daß er sich die Welt so anschauen will, wie sie ist. Wir sitzen auch im Café und schauen uns an, wie andere Menschen turteln, wie sie sich streiten. Wir fahren in den Urlaub und schauen uns an, wie sich andere Urlauber den Rücken verbrennen, wie schwabbelig und komisch sie aussehen, und wir empfinden im Zweifelsfall eine gewisse Schadenfreude dabei. Das gehört zu unserer täglichen Seelennahrung. Wir könnten mit dem Leben gar nicht klarkommen, wenn wir nicht mit einer gewissen pikanten Abscheu auf die Welt schauen würden.

Aber hat das nicht auch Grenzen? In einer Sendung traten beispielsweise Vater und Sohn auf, beide hatten mit derselben Frau geschlafen und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß diese im Bett nicht besonders gut sei. Diese Frau wurde eingeladen, und war überhaupt nicht in der Lage, dem etwas entgegenzusetzen.

Als Redaktion hat man eine Verantwortung, und hier handelt es sich nicht um eine Verantwortung gegenüber dem Zuschauer, sondern gegenüber den Studiogästen. Die Redaktion muß wissen, was verantwortbar ist. Und die Grenze ist dann überschritten, wenn eine junge Frau die Situation in der Sendung nicht bewältigen kann oder wenn nach der Sendung ihr Ruf, ihr Standing, ihr Leben ruiniert ist.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.